

Re-Familialisierung des Sozialen

Getragen von der Überzeugung, dass der Wohlfahrtsstaat, wie er bislang Bestand hatte, Entwicklungen und Innovationen in der Wirtschaft und auf dem Arbeitsmarkt bremse, geraten seit den 1970er Jahren sozialstaatliche Gewissheiten und Errungenschaften zunehmend unter Beschuss.

Soziale Sicherungssysteme und Leistungen werden in Frage gestellt und grundlegend beschnitten. Waren bislang durch den Wohlfahrtsstaat Sozialleistungen, Hilfs- und Unterstützungsangebote im Bedarfsfall zuverlässig erwartbar, wird diese Sicherheit mehr und mehr brüchig. Hilfen, die mit dem Ziel der (Re-)Integration in und Teilhabe an Gesellschaft relativ voraussetzungsreich gewährt wurden, werden zunehmend an konkrete Gegenleistungen des Hilfeempfängers gekoppelt (vgl. Dahme et al 2003).

Diese Brüchigkeit wohlfahrtsstaatlicher Hilfs- und Unterstützungsleistungen führt zu einer zunehmenden Verschiebung gesellschaftlicher Anforderungen ins Private. Die Kompensation sozialer Risiken (wie z.B. Arbeitslosigkeit, Krankheit etc.) wird damit verstärkt Familien abverlangt. Offensichtlich münden die Ende des 18. Jahrhunderts mit der Etablierung wohlfahrtsstaatlicher Leistungen verbundenen Prozesse einer so genannten „Defamilialisierung“, verstanden als „Abbau familialer und gemeinschaftlicher Abhängigkeiten und Zwänge“ (Ullrich 2005: 109), zunehmend in einen Prozess der gesellschaftlichen Re-Familialisierung: Die aus sozialstruktureller Benachteiligung resultierenden klassen- und geschlechtsspezifischen Zumutungen werden (wieder) stärker zum Privatproblem erklärt (vgl. Pühl 2003).

Politisch wird eine persönliche „Lebensgestaltungsverantwortung“ (vgl. Kessel 2006) von Familien gefordert. Das Sorgetragen für das eigene Wohlergehen und die Verpflichtung, die eigene Absicherung von Risiken zu betreiben, wird ihnen zunehmend individuell überantwortet. Dabei sind Lebensformen mit Kindern in besonderem Maße von sozialen Risiken im Kontext eines „fortgeschrittenen Kapitalismus“ betroffen. Denn Kinder müssen per se als potenzielles Armutrisiko für Familien begriffen werden. Hier sind insbesondere Kinder im Vor- und Grundschulalter betroffen. Seit den 1990er Jahren spricht man vor diesem Hintergrund auch von einer „Infantilisierung von Armut“ (vgl. Holz 2006).

Pluralisierung und Hierarchisierung familialer Lebenskonzepte

Seit den späten 70er Jahren des 20. Jahrhunderts steht der Diskurs um eine strukturelle Pluralisierung und Diversifizierung familialer Lebensformen in sozialwissenschaftlichen Veröffentlichungen im Vordergrund.

Dieser Pluralisierungs- und Individualisierungsdiskurs beinhaltet das Potential, zum Dynamisieren kultureller Selbstverständlichkeiten der Lebensgestaltung beizutragen. Nichtsdestotrotz sind die Diskussionen um die Pluralisierung von Familien vor allem auch als wirkmächtige Hierarchisierungsprozesse zu identifizieren, mit denen gesellschaftliche und kulturelle Zuschreibungspraxen verbunden sind. So stehen Alleinerziehende, „Patchworkfamilien“ und andere „abweichende“ Lebenskonstellationen unter dem Verdacht, den Untergang der Familie insgesamt voranzutreiben. Aber auch vorherrschende heteronormative Kategorien werden im Kontext einer Debatte um die Pluralisierung von Lebensformen nicht per se in Frage gestellt. Referenzrahmen und unhinterfragter Maßstab der Debatten um den „Wandel der Familie“ bleibt in erster Linie die traditionelle Kleinfamilie (vgl. Hartmann 2004).

Verschiedene familiale Lebenskonzepte unterliegen insofern einer unterschiedlichen gesellschaftlichen Bewertung, die ein alternatives „so oder so“ der Lebensführung in ein hierarchisiertes „besser oder schlechter“ transferieren¹. Die politisch-kulturelle und auch symbolische Besser- beziehungsweise Schlechterstellung verschiedener familialer Lebensformen mit Kindern zeigt sich dabei insbesondere an ihren materiell benachteiligten Existenzweisen.

Besonders Familien in prekären Lebenslagen werden in diesem Zusammenhang in ihrer „Leistungsfähigkeit“ als defizitär klassifiziert und die Konsequenzen beschränkter Bildungszugänge, Lebenschancen und Machtpotentiale werden ihren Mitgliedern individuell überantwortet, u.a. mit dem Verweis auf die vermeintlich freie Wahl von Lebensführungsweisen „jenseits von Stand und Klasse“. Aktuell zeigt sich die Wirkmächtigkeit von Klassifizierungspraxen besonders offensichtlich in der Debatte um die so genannte „neue Unterschicht“ (vgl. Heite et. al. 2007).

Martina Richter

arbeitet an der Fakultät für Erziehungswissenschaft/ Uni Bielefeld, in den Arbeitsschwerpunkten: Theorien Sozialer Arbeit, Kinder- und Jugendhilfe, Familie, Sozialpädagogische Familienhilfe, Ganztägige Bildungssettings, Qualitative Forschung

Bilden Eltern „richtig“?

Vorenthaltene Bildungszugänge und -teilhabe sind als unterschiedliche Verfügbarkeit über „verwertbare“ Formen sozialen und kulturellen Kapitals zu begreifen. Eltern aus sozial benachteiligten Milieus vermitteln im Vergleich zu Erziehenden mit höherem Sozial- und Bildungsstatus keineswegs „defizitäre“ oder aber weniger komplexe Wissensformen und Einstellungsmuster. Vielmehr sind diese Wissensformen unterschiedlich anschlussfähig an die vorherrschenden Logiken und Anforderungen schulischer Bildungsinstitutionen, „die über ein Monopol der Bestimmungsmacht darüber verfügen, welche Wissensformen und Alltagspraktiken als Bildung gelten können und welche nicht“ (Bittlingmayer/Bauer/Ziegler 2005: 16). Infolge der materiellen Ausstattung und gezielten Förderung im Elternhaus gelingt es Kindern aus Familien mit höherem Sozial- und Bildungsstatus eher, spezifische Fähigkeiten und Wissensvorräte zu entwickeln, die ihnen beim Eintritt in den Primarbereich deutliche Vorteile eröffnen. Denn diese Fertigkeiten und Kenntnisse sind mit den formellen, das heißt strukturierten und verpflichtenden Bildungssettings in der Schule sehr viel kompatibler als diejenigen, die Kindern aus Familien mit niedrigerem Bildungsstatus mehrheitlich vermittelt werden. Dieses Phänomen ist nicht zuletzt dadurch begründet, dass Schule als kulturell durch Habitusformen herrschender Milieus geprägte Institution deren Kinder begünstigt und die Handlungsweisen anderer Kinder eher sanktioniert (vgl. ebd.)

Dieser Hinweis sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sozialstrukturell benachteiligte familiäre Lebenswelten oftmals gekennzeichnet sind durch eine Verengung des Sozial- und Erfahrungsraumes der Kinder, geringere Chancen und Möglichkeitsräume der Entwicklung von Interessen, Begabungen und auch Gleichaltrigenbeziehungen. Es zeigen sich in entsprechenden Familienkonstellationen nicht selten benachteiligende Entwicklungsbedingungen aufgrund der unzureichenden materiellen Ressourcen, die den Familienmitgliedern zu Verfügung stehen. Diese sind wesentliche Voraussetzungen, dass Kinder in einem weniger anregenden und fördernden Klima aufwachsen (vgl. Chassé/Zander/Rasch 2005; Holz 2006).

In diesem Sinne ist von weniger günstigen individuellen Passungsverhältnissen zu den aktuellen institutionellen Anforderungen im Bildungssystem auszugehen (vgl. Bittlingmayer/Bauer/Ziegler 2005).

US-amerikanische Studien zeigen, wie zudem die elterlichen Erfahrungen mit Institutionen wie der Schule und die Antizipation ihrer Einflussmöglichkeiten ihre Herangehensweise bestimmen. Während Eltern mit mittlerem und höherem Sozial- und Bildungsstatus eher mit einem „Berechtigungssinn“ ihren Umgang mit Institutionen und Professionellen im Sinne eines Anspruchs auf Unterstützung und Gewährung ihres Anliegens angehen, erleben Eltern mit niedrigerem Sozial- und Bildungsstatus institutionelle Settings oftmals mit einem „Beschränkungssinn“, das heißt als Zwang und sich selbst als relativ ohnmächtig (vgl. Lareau 2003; s. auch Heite et. al. 2007). Eltern, die sich selbst als eher ohnmächtig erleben, artikulieren viel seltener Probleme oder Ansprüche gegenüber Professionellen.

Heite et. al. (2007) verweisen in diesem Zusammenhang unter Bezug auf Eberhard Bolay (1996) und Sighard Neckel (1991) auf die hohe Bedeutsamkeit von Beschämung subdominanter AkteurInnen beispielsweise in institutionalisierten Settings, da die „(wahrgenommene) Unterlegenheit im Feld der Lebensführung, vermittelt über das (...) weitgehend unterschätzte Moment der sozialen Scham eine zentrale Dimension bei der symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit“ (Heite et. al. 2007: 67) darstellt. Insofern beeinflussen unterschiedliche Erfahrungen mit einem „Beschränkungssinn“ beziehungsweise einem „Berechtigungssinn“ auch die Nutzung beziehungsweise Nichtnutzung von wohlfahrtstaatlichen und bildungsbezogenen Leistungen sowie von Beratungs- und Unterstützungsangeboten (ebd.).

**Familie und Soziale Arbeit:
Abschließende Bemerkungen**

Zeitdiagnostische Analysen des aktuellen Familiendiskurses weisen unmissverständlich auf die Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Konventionen und Normierungen sowie wohlfahrtsstaatlicher Artikulationsweisen hin, mit denen Soziale Arbeit eng verwoben ist. Als Teil des wohlfahrtsstaatlichen Arrangements legitimiert und prägt Soziale Arbeit Diskurse über Familie und familiäre Lebenskonzepte. Zugleich ist sie mit gesellschaftlicher „Thematisierungsmacht“ (vgl. Kessler/Maurer 2005) ausgestattet. Diese „Thematisierungsmacht“ eröffnet Sozialer Arbeit die Chance, normierende und regulierende Artikulationsweisen aufzudecken, zu skandalisieren und zu verschieben. Es geht um den Anspruch Sozialer Arbeit, Einblicke in die Vielfältigkeit familiärer Lebensführung zu geben und die Bandbreite gelebter Konzepte mit und ohne Kinder zu

erweitern sowie neuartige Handlungsoptionen mit Adressatinnen und Adressaten zu kreieren. Soziale Arbeit, die demgegenüber „den standardisierten Bezugsrahmen Familie“ unreflektiert positiv fixiert, bleibt mit dem „Hinweis auf Vielfalt und Pluralität(familialer Lebenskonzepte) innerhalb des hegemonialen Ordnungsmusters“ (Hartmann 2002, S. 216).

Literatur

Bittlingmayer, U./Bauer, U. /Ziegler, H. (2005): Grundlinien einer politischen Soziologie der Ungleichheit und Herrschaft. In: Widersprüche, Heft 98, Nr. 4, 13-28

Bolay, E. (1996): Scham und Beschämung in helfenden Beziehungen. In: Widersprüche, Heft 61, 75-91

Chassé, K.-A./Zander, M./Rasch, K. (2005): Meine Familie ist arm. 2. Aufl. Wiesbaden

Dahme, H.-J./Otto, H.-U./Trube, A./Wohlfahrt, N. (2003): Soziale Arbeit für den aktivierenden Staat. Opladen

Hartmann, J. (2002): vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik. Opladen

Heite, C./Klein, A./Landhäußer, S./Ziegler, H. (2007): Das Elend der Sozialen Arbeit – Die „neue Unterschicht“ und die Schwächung des Sozialen. In: Kessl, F./Reutlinger, Ch./Ziegler, H. (Hg.): Erziehung zur Armut? Wiesbaden, 55-79

Holz, G. (2006): Chancen und Lebenslagen von Kindern in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 26, 7-10

Kessl, F./Maurer, S., 2005: Soziale Arbeit. In: Kessl, F./Reutlinger, C./Maurer, S./Frey, O. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS, S. 111-128

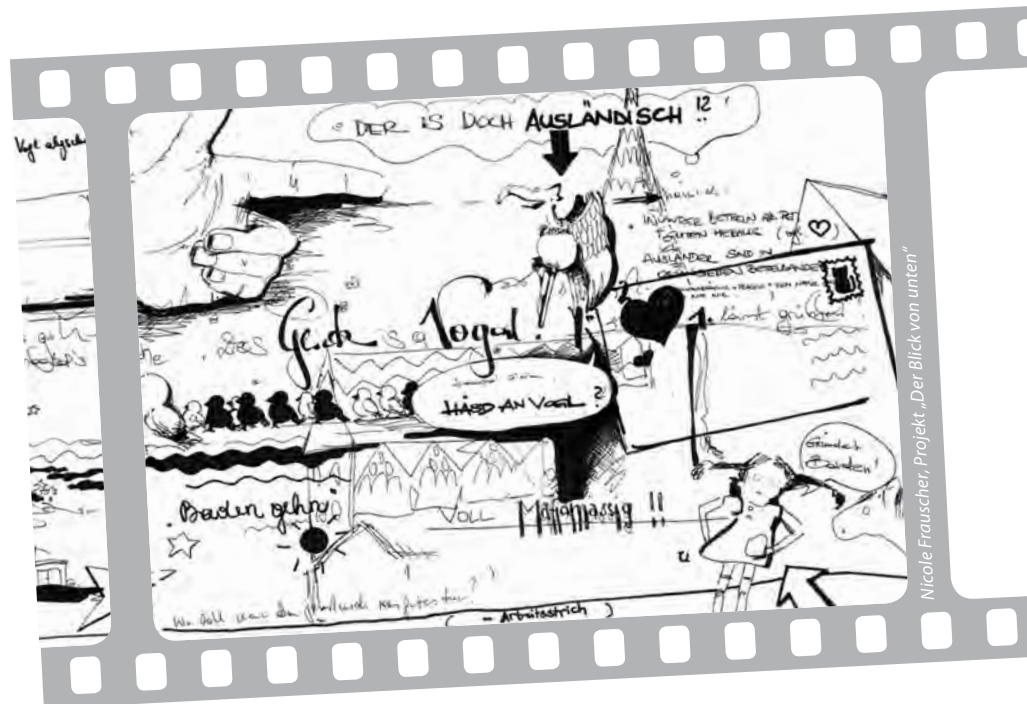
Kessl, F. (2006): Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Governamentalität Sozialer Arbeit. Weinheim, München

Lareau, A. (2003): Unequal Childhoods. Class, Race, and Family Life. Berkely, Los Angeles, London

Neckel, S. (1991): Status und Scham. Frankfurt a. M.

Pühl, K. (2003): Geschlechterpolitik im Neoliberalismus. In: Widerspruch, 23. Jg., 44, S. 61-83

Ullrich, C.G. (2005): Soziologie des Wohlfahrtsstaates. Frankfurt a. M., New York



Nicole Frauscher, Projekt „Der Blick von unten“